Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 78. Bromberg, den 2. Oktober 1923.

Vitus Thavons Abenteuer.

Roman von Ernst Klein.

(Schluß.)

Hochzeit.

Inzwischen saß Hamid Bey in der Küche des Schulmeisterhauses zu Zaricani, stierte den Herd an, kaute sich den Schnurrbart ab und zerbrach sich den sonst doch so erfindungsreichen Kopf über das Problem, wie er seine zwanzig Gendarmen in den Gang hineinbringen sollte. Als er um ein Uhr mittags die zweihundertdreiundzwanzigste Zigarette geraucht hatte, war endlich die Idee da.

Als versoffener Maultiertreiber wankte er auf die Straße hinaus, randalierte und skandalierte, wurde schließlich von einer Redifpatrouille zusammengepackt und zum Leutnant geschleppt. Dem übermittelte er unter vier Augen seine Befehle und schwankte wieder in das Schulmeisterhaus zurück.

Vier Stunden später jagte eine Eskadron der Kurdenkavallerie von Elassona her in den Ort. Machte einen gottserbärmlichen Krawall, schoß und ritt alles nieder, was nicht schleunigst in die Häuser flüchtete. Dann wurden die einzelnen Quartiere von Gruppen zu je zehn bis zwanzig Mann abgesucht und alle möglichen Leute verhaftet. Die Einwohner von Zaricani dachten, der Jüngste Tag sei angebrochen und merkten in dem allgemeinen Drunter und Drüber nicht, daß der Trupp, der sich in das Haus des Schulmeisters gestürzt hatte, nicht wieder zum Vorschein gekommen war. Die Kurden ritten mit Hallo und Hussa wieder nach Elassona zurück, und Hamid schickte sich an, mit seinen Leuten den Marsch in den unterirdischen Gang anzutreten.

Er schob den Herd beiseite und stieg hinunter. Suchte den Schalter und wollte das Licht andrehen. Aber soviel er auch drehte und drückte, keine Birne glühte auf. Finster blieb der Gang.

Hamid wußte sofort Bescheid. Kurzschlüsse gibt es nur in großstädtischen Beleuchtungswerken. Hier war etwas Ernsthaftes nicht in Ordnung. Er ließ aus dem Brennholz, das am Herd lag, ein paar Fackeln machen und tappte sich an der Spitze des Zuges in dem Gang weiter. Lange brauchte er nicht zu gehen. Nach etwa drei Viertelstunden versperrte ein wüster Trümmerhaufen den Weg. Das sorgfältig ausgehobene Gewölbe war eingestürzt — gesprengt, wie Hamid auf den ersten Blick sah.

Eine Stunde lang arbeiteten seine Kurden, die Felsstücke beiseite zu bringen. Umsonst — die Zerstörungsarbeit war gründlich besorgt worden. Hamid mußte umkehren. Er weinte fast vor Wut und Grimm.

Er war ein harter, ein grausamer Soldat. Aufgewachsen in ständigem Kampf Mann gegen Mann, Volk gegen Volk, war er so etwas geworden wie ein Bluthund. In ganz Mazedonien, von den serbischen Bergen bis zur Valeciko hinunter, kannte man seinen Namen, und wenn Bulgaren, Serben und Griechen nie einig waren, im Verfluchen dieses Namens waren sie es. Mit Hamid Bey schreckten serbische Mütter ihre Kinder, verwünschten bulgarische Väter ihre Söhne, drohten griechische Popen ihrer Gemeinde. Und dieser Mann sah sich jetzt außerstande, dem Freunde zu helfen. Der weiß Gott wie dringend seiner Hilfe bedurfte. — Der vielleicht die Minuten zählte, da er — Hamid — kommen sollte — —

Wie ein schwarzer Panther lief er den ganzen Nachmittag und Abend oben in dem Zimmer Vitus' auf und ab. Seinen Schnurrbart bis unter die Nase zerbeißend, mit knirschenden Zähnen und geballten Fäusten.

Komme, was da wolle! Diplomatische Verwicklung — Krieg mit Griechenland — — ihm egal! Er ging hinüber. Entweder er befreite Vitus, oder er zündete den Banditen zur Rache das Haus über dem Kopf an. Finden wollte er das Haus mit dem Garten und dem Pavillon schon — —

Mit Einbruch der Dunkelheit marschierte er ab.

Bis an die Grenze hielt er sich auf der Paßstraße. Als das türkische Blockhaus in Sicht kam, bog er in die schmale Schlucht ab, die unter der Straße bis auf griechisches Territorium sich hinzog. Einer hinter dem anderen marschierten seine Soldaten. Kein Laut war in der Kette hörbar, die sich längs den in tiefer Nacht liegenden Felsen hinwand. Wenn die griechischen Grenzposten sie witterten, war's aus — —

„Dann schieß' ich die Hunde über den Haufen", schwur sich Hamid Bey.

Da — plötzlich — —

Er blieb mit einem Ruck stehen. Sein scharfes Ohr hatte dort vor ihm ein Geräusch vernommen, das er sofort erkannte. Das Abgleiten eines Maultierhufes am scharfen Gestein. — — Da steckte in der Schlucht ein Trupp auf dem Marsch ihm entgegen —

Die drüben schienen gerade so erfahrene Gebirgskämpfer zu sein wie er. Kein Hauch kam mehr her. Die standen wie er und lauerten — — —

So vergingen fünf, zehn, fünfzehn Minuten — —

Und da — —

Dann zerriß ein furchtbarer Trompetenstoß die Nacht. Ein zweiter, ein dritter folgte — — Irgend jemand in dem andern, in der Dunkelheit steckenden Trupp nieste, daß die alten Berge wackelten — —

„Prost, Professor", erklang eine freche Stimme auf deutsch — —

Hamid tat einen Luftsprung. Die Stimme kannte er.

„Thavon!" schrie er.

„Hamid!"

So fanden sie sich. Nachdem sie einander in der Finsternis wie sprungbereite Raubtiere gegenübergelegen, löste Herr Professor Martius den Bann.

Anstatt von Gewehrfeuer und Revolverschüssen, erdröhnte die Schlucht jetzt von Lachsalven.

Nur der Professor lachte nicht. Der war fuchsteufelswild.

„Ich bin kein Barbar, wie Sie, meine Herrschaften!" schimpfte er. „Mich hat die Zivilisation gelehrt, in solcher kühlen Nachtluft den Schnupfen zu kriegen."

Hamid machte große Augen, als Vitus in die Dunkelheit hineinlangte und Elena hervorholte, um sie ihm als seine Braut zu präsentieren. Noch größere Augen machte er, als er den Bericht zu hören bekam.

„Ja, mein lieber Freund", sagte Vitus, „es scheint, daß ihr Jungtürken euch genau so anschwindeln laßt wie die alten Paschas, die früher gewirtschaftet haben. Euer guter Freund Xymatis war so etwas wie ein ungekrönter König dieses Landes hier. Hat euch sauber an der Nase herumgeführt. Er hat in Saloniki gesessen, hat euch eingeladen, mit Austern und Sekt angefüllt, und draußen haben seine Komidatschis eure Soldaten massakriert. Und er hat seine Geschäfte gemacht. Die Minister in Athen haben nach seiner Pfeife tanzen müssen wie der verlauste Pope in Ajos Dimi-

trios oben. Wer nicht pariert hat, bekam eine Kugel. Oder einen Messerstich. Er brauchte sich natürlich nicht persönlich zu bemühen. Besonders was das Umbringen anlangte. Wenn er in Saloniki in seiner schönen Villa den Finger hob, gingen genau dort, wo er wollte, in Mazedonien die Gewehre los. Nur meinetwegen hat er sich persönlich herbemüht. Ich sollte natürlich auch gefangen werden, teils aus geschäftlichen, teils aus privaten Ursachen. Mein Blatt hätte gezahlt — das ist die geschäftliche Seite. Dann hätte mich Herr Apollodorus höchst eigenhändig abgemurkst, womit die persönliche ihre Erledigung gefunden hätte. Ich kann mir etwas darauf einbilden, von ihm persönlich gehaßt worden zu sein."

„Hätte denn Ihr Blatt gezahlt?"

„Na und ob! Und wenn er drei Millionen für meinen Skalp verlangt hätte! Da kennen Sie Herrn Dr. Gotthelf Martin schlecht! Eine solche Reklame kann man ja nicht alle Tage loslassen."

„Und wenn Zymatis Sie ermordet hätte?"

„Dann hätte sich die Reklame erst recht bezahlt gemacht."

*

Viel ist nicht mehr zu berichten.

Zwei Tage später waren sie in Saloniki, wo bereits vier Dutzend Journalisten aus aller Herren Ländern mit gezücktem Bleistift auf Professor Martius lauerten. Aber Vitus setzte ihn unter einen Glassturz und stellte den getreuen Salomon als Wache davor. Ansehen durften ihn die geehrten Herren Kollegen — aber sprechen? Ausgeschlossen. Er jedoch ließ drei Telegramme an die Redaktion der „Welt" vom Stapel, die aus der Befreiung des Professors Martius eine nationale Epopöe machten und von der Presse aller fünf Erdteile nachgedruckt wurden. Sogar die Zeitungsleser in Tokio konnten sich daran erquicken.

Ein ganz kurzes Telegramm ging an den Ziehvater. Es enthielt nur die Worte: „Kommet sofort! Schreckliche Lage!"

Dem alten Fuchs fiel die Brille in das Tintenfaß, als er das las. Obwohl er sich die „schreckliche Lage" nicht zu erklären vermochte. Der Professor war doch frei. Vitus in Saloniki, also — —

Aber er fuhr. Um halb drei ging der Orientexpreß, um Viertel nach Zwölf war er schon auf der Bahn — —

Als er am nächsten Abend in Saloniki aus dem Zuge stieg, sah er Elena neben Vitus — —

„Wie soll ich denn heiraten, wenn Sie nicht dabei sind?" erklärte Vitus. „Und ich will doch sofort heiraten! Das ist doch eine schreckliche Lage, nicht?"

Der alte Fuchs sagte nichts. Schimpfte nicht. Er ging ganz benommen neben dem schönen Mädchen her, das den weichen Arm unter den seinigen geschoben hatte und ihn so lieb, so schalkhaft anblickte — —

Und er merkte wieder nicht, daß ihm die dicken Tränen in den zerfransten Schnurrbart rollten.

Der Generalkonsul traute sie. Eine wenig zeremonielle Hochzeit, aber desto fröhlicher, liebevoller. Trauzeugen waren der alte Fuchs und Hamid Bey. Anwesend Professor Martius, ferner Salomon samt Gemahlin. Die kleine zierliche Sara in dem feinen Sabbatkleid, dessen Stoff Vitus ihr mitgebracht hatte, und Salomon in einem vorsintflutlichen Bratenrock, der ihm beim dritten Gang des Hochzeitsmahles mit lautem Krach auf dem Rücken platzte. Professor Martius hielt in klassischem Griechisch eine Rede, die außer ihm kein Mensch verstand. Der alte Fuchs trank sich einen furchtbaren Rausch an und forderte Salomon zu einem Ringkampf heraus — — Catch as can; amerikanische Regeln.

Oh, es war ein kapitaler Rausch, ganz der großen Gelegenheit würdig.

Und dann waren Vitus und Elena allein in dem schönen Zimmer, das ihnen der Generalkonsul in seinem Palais zur Verfügung gestellt hatte.

Sie standen am Fenster und schauten über das Meer hinaus. Weit draußen glänzte in der Abendsonne der Schnee des Olymp — —

Elena hatte Tränen in den Augen. Sie dachte an ihr Glück und an ihre Schwester, die nun auch endlich das ihrige finden konnte.

Plötzlich aber fuhr sie zu Vitus herum und funkelte ihn drohend an:

„Sag'", heischte sie, „hast du sie damals geküßt in dem Garten — ja oder nein?"

„Wen?"

„Tu nicht so unschuldig! Irene!"

„Ich — Irene? Ich schwöre — —!"

„Beginne unsere Ehe nicht mit einem falschen Schwur!"

„Ich — ich wollte. Aber sie hat sich nicht küssen lassen. Hat mir leid genug getan, denn sie hat es verdient um mich."

„Verdient — —?"

Die schwarzen Augen funkelten nicht mehr, sie blitzten Revolverschüsse und Dolchstiche — —

„Hat sie mir nicht die Karte mit der Warnung geschrieben? Und ist sie nicht zu mir gekommen? Was hast du getan? Du hast nicht geschrieben und bist nicht gekommen. Hast bloß unverschämt gelacht!"

„So? Sie hat die Karte geschrieben, das ist wahr. Aber ich habe sie in das Hotel getragen. Und am Abend ist sie dann in den Garten zu dir gekommen, weil ich sie darum gebeten habe."

„Du gebeten? Warum?"

„Weil — weil ich wußte, du würdest jede von uns küssen, die zu dir kommt. Oh — ich habe dich ja gleich erkannt — — und ich hatte Furcht, ich — ich hätte mich küssen lassen — — Du — du — —! Aber du bist ja so dumm, du hast ja gar nichts gemerkt — —!"

—: Ende. :—

Reisegedanken.

Von Hans Hagen-Bromberg.

(Nachdruck verboten.)

Durch die schwarze Nacht raste der Schnellzug wie ein wild gewordenes Ungeheuer. Seine vielen hellerleuchteten Fenster starrten in fliehender Angst in die Dunkelheit, und ging die Fahrt an Kornfeldern vorbei, dann nickten die Halme wie in jähem Erwachen ihm nach, schwankten hin und her, — schliefen wieder ein.

Er saß am geöffneten Wagenfenster, ließ sich von dem kühlen nächtlichen Luftzug die Haare zerwühlen und schaute unverwandt hinaus in die erdumspinnende Finsternis. Sekundenlang verweilten seine Augen auf den kleinen Lichtern ferner Dörfer und Höfe, schlossen sich, blickten dann wieder in das Dunkel. Jetzt schlafen? — Der kühle Luftzug erfrischte die auf zweitägiger Reise müde gewordenen Nerven und das gleichmäßige Aufstoßen der Räder, die vorbeifliegenden Wärterhäuschen und dann wieder die schwarze, endlose Nacht, — das alles einte sich in ihm zu dem starken, lebendigen Gefühl: reisen! Seine Pläne umspannten den Erdball, tausende von Kilometern, ganze Erdteile wurden seiner Fantasie zu Stationen einer einzigen Reise. Gedanken, bald im Salonwagen eines Weltexpresses, bald im verborgenen Winkel des Packraums eines Frachtdampfers spielend, machten ihn zum Herrn der nächtlichen Welt, die so undurchdringlich, inhaltsschwer vor ihm lag. Die Nacht verhüllte ja auch die ihm längst bekannten Landschaftsbilder. Konnte der Zug jetzt nicht ebenso gut durch die Wolgasteppen oder die endlosen Flächen Sibiriens rasen, durch das spanische Hochland oder die amerikanischen Prärien?

Und weil er gerne im Erdgroßen schwelgte, darum liebte er nächtliche Fahrt. —

Fern am Horizont dämmerte das Licht der Großstadt, seines Reiseziels. Bald huschten wie Irrlichter erleuchtete Fenster vorbei, mehr und mehr. Schienenwege reihten sich aneinander, Weichen rissen krachend und rasselnd an den Rädern. Helle Straßenzeilen flogen vorbei, bunte Signallichter tauchten auf, grelle Bogenlampen warfen ihm ihr schreiendes Licht in die nachttrunkenen Augen. Und langsam, immer langsamer fahrend, rollte der Zug in die Bahnhofshalle, — er war am Ziel!

Schreien, Schimpfen, Lachen, alles durcheinander; dazu ein wildes, unentwirrbares Gedränge. Jetzt, unter so vielen Menschen, fühlte er plötzlich eine große Müdigkeit, und willenlos ließ er sich von dem Strome nach dem Ausgang treiben. Eine Hand legte sich ihm auf die Schulter. Als er sich umwandte, blickte er in das lachende Gesicht seines Freundes. Dahinter tauchte ein zweites Gesicht auf, ein Mädchengesicht, die Schwester seines Freundes. Und über dem freundlichen Willkommen der beiden wurde er wieder munter.

*

Nach einem Spaziergang saß er mit ihr zusammen in einem Café. Jeder hing seinen eigenen Gedanken nach, und zum ersten Male seit seiner Ankunft konnte er sie ungestört betrachten. Sie hatte rotblondes Haar, ein feines, weißes Gesicht und blaue Augen.

Dann sprachen sie beide über das bei den Menschen so beliebte Thema „Mann und Frau". Er warf ihren Ansichten, mehr spielend, alle möglichen gegenteiligen Behauptungen entgegen, nur um ihre Verteidigung zu hören. So machte er sich im Gespräch mit anderen oft selbst etwas klar. Bald aber war er dieses Gedankenspieles müde und hörte ihr schweigend zu.

„So wie ich die Männer kenne, mag ich sie nicht," sagte sie. „Wenn ich schon an ‚Bekanntschaften' denke, an den ersten Kuß in irgendeinem verlassenen Winkel, an diese

mehr oder weniger banalen alltäglichen Verlegenheitszeremonien —!“

Er blickte wie abwesend auf die von der Abendsonne beschienene Straße hinaus und sagte dann langsam, fast schwermütig:

„Vielleicht lernst du einmal einen Mann kennen, der sehr still, fast verlegen in Gesellschaften ist. Vielleicht siehst du ihn mehrmals und fühlst, daß du in ihm lebst. Ihr trefft euch eines Tages auf der Straße, geht ein wenig hinaus aus der Stadt und rastet irgendwo an einem schönen Orte. Die Abendsonne schüttet unendlich viel rieselndes Gold auf die Erde und träumt über dem geschäftigen Alltagsleben der Menschen in der stillen Luft einen Goldschleiertraum. Und wenn du dich dann umsiehst, und ein Paar schwermütig verträumte Augen sich wie in leisem Erschrecken von deinem rotgoldenen Haar abwenden und eingehend irgendeine Nebensache betrachten, — wenn dann beim Weitergehen leise, kaum merklich jemand deine Hand faßt und einen flüchtigen Kuß wie den Schlag eines Libellenflügels darauf drückt, dann —, dann — ja, was würdest du dann denken?“

Ihre blauen Augen hatten sich geweitet, stumm blickte sie hinaus und gab keine Antwort. — — — — — — —

„Sei vorsichtig bei meiner Schwester“, sagte später sein Freund zu ihm, „sie macht gerne Eroberungen, um nachher alles einem anderen zu erzählen. Weil du mein Freund bist, sage ich es dir.“

Am nächsten Tage machte er einen Ausflug nach dem nahen Seebad, ganz allein. Einsam saß er am Strande und schaute auf die See hinaus. Dunkel geölte Fischersegel ragten weit draußen fast regungslos aus der mit weißen Schaumkronen übersäten Flut. Der Wind blies hart und kühl von der See her, zischend und brausend leckten die Wellen am Strand empor. Und wie die Wellen, so kamen und gingen in ihm Gedanken, viele, viele. Die See —, wenn er fern von hier, in einem anderen Lande, in seinem Zimmer war, träumte er so oft von ihr. Und immer, wenn er an ihrem Strande saß, war sie viel rauher, härter, als er sie sich erträumte. Wo war der in den Wellen glitzernde Sonnenschein, wo die weißen Segel und schlanken Boote und — wo die Eine, mit der er hinaus fahren konnte, weit, weit hinaus auf das endlose Meer? — Ihm fielen ein paar Verse ein:

Einst träumt' ich einen schönen Traum
Von Wind und hellem Sonnenschein,
Von weißen Segeln, Wellenschaum,
Und einem blonden Mägdelein.

Nun sitze ich am weiten Meer,
Seh in das grüne Naß hinab. —
Die Wellen rauschen lang und schwer
Und werden meines Traumes Grab.

Hatte er die Verse selbst einmal gemacht? — Es mußte wohl schon lange her sein.

Er starrte in die grüne Flut. Eine Welle rauschte zu ihm hinauf — die Schaumkrone zerriß — das Wasser ebbte zurück. Es war so klar, so merkwürdig klar; und der Strand unten so hell, fast golden, — nein, richtig goldrot. — Oder war es gar nicht der Strand? — War es nicht Haar, das goldrote Haar einer Nixe? Ja, das Haar einer Nixe! Und — jetzt sah er auch ihr Gesicht, ihr feines weißes Gesicht und die blauen Augen. „Die Märchen leben! — Sie leben doch! —“ jubelte es in ihm auf. „Steh mich an mit deinen blauen Augen, Nixe, steh mich an so wie ich dich ansehe, ganz tief — tief — —. Wasser? — Doch Wasser? —“

Eine große Welle zerschlug sich brausend am Strande, warf ihm nasse Schaumflocken ins Gesicht. Es wurde kalt, ihn fröstelte. Fest in den Wettermantel gehüllt schritt er zum Kurhaus.

Auf der Heimfahrt war der Wind noch stärker. Gleichzeitig fiel ein feiner Regen, der bald den Horizont verschwinden ließ. Die Passagiere auf dem Dampfer suchten frierend in den Kajüten und auf der dem Winde abgewandten Seite Schutz vor dem rauhen Wetter. Er ging auf der fast menschenleeren Windseite auf und ab, ließ den Wind am Mantel zerren. Dazu summte er eine Melodie vor sich hin, eine ganz eintönige, langgezogene Melodie. Die Küste war bei dem trüben Wetter bald außer Sicht, ringsum kochte und brodelte nur die See unter einem schweren, grauen Himmel. Eine Schar Möwen folgte dem Schiff, gierig nach Abfällen ausschauend. Die zischenden Wassermassen schlugen wütend gegen die Schiffswände, taumelnd bahnte sich der Dampfer seinen Weg.

Und wieder baute sich in ihm das eigenartige Gefühl auf: reisen! Fuhr er jetzt nicht über den endlosen Ozean? Das Ziel seiner Reise war eine ferne, ferne Stadt im Morgenlande. Scharf und klar leuchtete von dem nachtblauen Himmel die Mondsichel auf die Dächer hinab, auf denen in weite weiße Gewänder gehüllte Menschen saßen, schwatzten, auf fremdartigen Instrumenten eine fremdartige Musik machten. Scharf und klar, tiefschwarz zeichneten sich spitze, schlanke Minaretts, schmale Palmenblätter in den Sternenhimmel. Neben ihm in der Veranda des Kaffeehauses saßen braune Araber am Nargileh zusammen. Der eine erzählte in singendem Tonfall irgend etwas, — vielleicht ein Märchen? Und plötzlich verstand er die Sprache des Märchenerzählers.

Der erzählte von einem Wanderer, der in die Welt zog, um zu lernen. Durch viele, viele Reiche mußte er wandern, viele Gefahren bestehen und lernte doch nie aus. Auch das Glück fand er nirgends.

Viele Frauen, heiße, mit tiefschwarzen Augen hat er geküßt, einmal sogar die Lieblingsfrau eines Sultans. Aber immer war er wieder weitergezogen. Doch irgendwo hatte er eine gesehen, an die er auf seiner Wanderung immer denken mußte. Und als er auch nach Bagdad, der Stadt des Kalifen Harun al Raschid, gekommen war, sah er sie eines Abends wieder. Und da hat er — — — —

Drei Europäer gingen vorbei. Ja — was sah er denn — war nicht ein Mädchen dabei mit einem ganz feinen weißen Gesicht, hatte sie nicht goldrotes Haar? — Ach, es war ja dunkler Abend, und der Mondenschein — — — —. Dunkler Abend? — Mondschein? — —

Ringsum kochte und brodelte nur die See unter einem schweren, grauen Himmel. Ein großer Dampfer zog vorbei, seewärts. Vielleicht fuhr der nach dem Morgenlande? —

In der Ferne blitzte ein Licht auf, verschwand, blitzte wieder auf, verschwand — so in einem fort. Es war das Blinkfeuer der Hafeneinfahrt, — bald mußte er wieder in dem grauen Häusermeer sein.

Einen Tag vor seiner Abreise gaben die Eltern seines Freundes einen Hausball. Die Herren alle in Schwarz, die Damen in Abendtoilette. Der helle Mosel in geschliffenen Gläsern warf grünliche Lichtreflexe auf das weiße Tischtuch, feiner Zigarettenrauch umhüllte die hellen Lampenlichter mit einem zarten, bläulichen Schleier. Und als die Tafel aufgehoben wurde, rauschte der Tanz auf in steten, straffen Takten.

„Willst du nicht auch mit mir tanzen?“

Er schrak aus der Ruhe, die er sich nach einigen Pflichttänzen gönnte, auf. Ihre blauen Augen blickten ihn groß und erstaunt an, ihr Haar glänzte in dem Lampenlicht wie rotes Gold. Dann tanzte er mit ihr, trank auf ihr Wohl.

Nach einigen Tänzen und einigen Gläsern Wein wurde er ausgelassen, scherzte mit anderen. Sie ging hinaus auf die Loggia. Plötzlich fehlte sie ihm. Er suchte nach ihr und fand sie, als ihre schönen Hände langsam eine Rose zerpflückten. Da neigte er sich nieder und wollte die schönen weißen Hände küssen.

Sie blickte auf —, Tränen standen in ihren Augen. Betroffen setzte er sich neben sie und wußte in seiner Verlegenheit nicht, wovon er sprechen sollte. Er erzählte irgendetwas sehr umständlich. Sie hörte ihm gar nicht zu, blickte ihn nur immer an, auch noch, als er längst schwieg. Und dann wandte sie langsam den Blick von ihm ab, dem Nachthimmel zu. — So müde und traurig waren ihre Züge. —

Eine heiße Welle flutete in ihm empor, — er wollte ihr etwas sagen, wollte — neigte sich zu ihr hinüber — — —. Die feine weiße Haut, jetzt spürte er sie fast. Sie waren allein und — er küßte sie, heiß, in wilder Erregung. — Dann sprang er auf:

„Der Wein“, murmelte er vor sich hin, „der Wein!“ Sie saß regungslos da, mit gesenktem Kopf. Er wußte, daß er sie jetzt —, was wußte er? Gar nichts! Er wollte nichts wissen! „Sie lügt“, schrie es in ihm auf, „Sie ist wie alle Frauen, sie will nur Eroberungen machen, lügt — lügt!“

Und er ging wieder in die lichtüberstrahlten Zimmer und trank auf das Wohl aller Frauen.

*

Es kam die Abreise. Die kleine Gesellschaft, die ihn zur Bahn brachte, stand ein wenig verlegen da, und keiner wußte, was er sagen sollte. Seine Reise ging weit fort ins Ausland, und in Jahren vielleicht würden sie sich nicht wiedersehen. Nur er selbst war munter, machte sich über alles lustig. — Nach außen hin wenigstens tat er so. Innerlich weinte er große, schwere Tränen und hatte nur den einen Wunsch: erst fort sein von hier! — Der Zug rollte in die Halle, man sagte sich noch einmal Lebewohl, und langsam, knirschend drehten sich die Räder, schneller und schneller. Taschentücher flatterten auf und verschwanden, eins nach dem anderen, und dann auch das letzte, das er lange gesehen. —

Die Wagenpolster waren so weich, und er so müde. Draußen wurde es Abend; Nebel stiegen aus den Niederungswiesen. Dann kam Wald, dürrer, öder Kiefernwald. —

Und er war so müde. —

Aber das war gut, so konnte er nicht viel denken.

War es Nebel? — Eine Waldlichtung? — Jetzt, so spät am Abend ein Sonnenstrahl? — Weiße Schleier umhüllten eine schlanke, wunderfeine Frauengestalt. Das edle Gesicht neigte sich tief — tief —, die geisterhaft schönen Hände streckten sich liebend zart nach einem Rosenstock. Rosen, blühende Rosen, rote und weiße! — „Die Rosenfrau!" jubelte es in ihm auf, „die Rosenfrau"! Ach, deine Hände darf ich wohl nie küssen, du Schöne. Aber sehen will ich dich, ewig — immer —!"

Und da war es wieder Wald, dürrer, öder Kiefernwald.

„Wein' doch! Warum weinst du nicht? — Ach, du Lügner, Lügner! Warum hast du dich belogen, dich und sie? Nein, die Hände der Rosenfrau darfst du nicht küssen, Lügner!" „Sie log ja auch, eher als ich!" „Nein, sie log nicht! Aus Angst, selbst belogen zu werden, hast du gelogen, auch im Kuß. Das warst nicht du, das war nicht der, der seine tiefe, stille Liebe in einem Kuß, leise und leicht wie der Schlag eines Libellenflügels, gibt! — Wie, sie lächelt dir zu, die Rosenfrau? — Doch? — Glücklicher! Grüße sie noch einmal, sieh sie noch einmal an, ehe sie entschwindet. Und — vielleicht — wenn du einmal wahr sein wirst und sie wiedersiehst, dann wirst du auch die Hände der Rosenfrau küssen dürfen, vielleicht! — Und nun weine, du einsamer Reisender, — weine! —"

In der Dunkelheit, tief in die Polster gelehnt, weinte ein müder Mensch, lange, lange —, bis er einschlief. Der Schnellzug brauste durch die dunkle Nacht wie ein wild gewordenes Ungeheuer. Seine vielen hellerleuchteten Fenster starrten in fliehender Angst in die Dunkelheit. Die Posten an der Landesgrenze blickten ihm nach, bis er in der Ferne verschwand, im fremden Lande. Dann hielten ihre scharfen Soldatenaugen wieder gute Wacht, und niemand konnte an ihnen vorbei von Land zu Land.

Wie man Milliarden in Gold zählt.

Millionen spielen heute in unserem täglichen Leben dieselbe Rolle wie früher Zehnmarkstücke, und wer früher einen „Blauen" oder gar „Braunen" Lappen nur mit frommer Scheu betrachtete, zählt jetzt kalt lächelnd die Pakete mit Millionen-Markscheinen. So ist uns das Zählen einer Million unserer Papiermark zur Gewohnheit geworden. Aber es ist eine ganz andere Sache, eine Million Papiermark und eine Million Goldmark zu zählen. Die Aufgabe, Milliarden zu zählen, ist ja auch nicht so schwer, wenn man 500 000-Markscheine oder gar Fünfmillionenscheine hat. Es ist aber eine fast unmögliche Leistung, wenn es Goldstücke sind.

Ein Beamter des indischen Schatzamtes erzählt in einem englischen Blatt, daß es zu seinen Pflichten gehörte, die Goldreserven der indischen Regierung in Kalkutta zu kontrollieren. Die Gelder waren in Gold und in Silber vorhanden und lagen in einem feuerfesten Gewölbe, das eine wahre Märchenhöhle Aladins darstellte. 10 Millionen in Goldmünzen wiegen etwa 90 To., in indischen Silberrupien mehr als 1700 To., also eine ganze Schiffsladung. Jemand, der eine solche Summe zählen wollte, etwa in der Geschwindigkeit von einem Goldstück in der Sekunde und 60 Goldstücken in der Minute, müßte bei achtstündiger Tagesarbeit, selbst wenn er alle Sonn- und Feiertage durchzählen wollte, wenigstens ein Jahr lang zählen, um 10 Millionen Pfund Sterling nachzurechnen. Die Summen, die in dieser Schatzkammer der indischen Regierung lagern, sind aber bedeutend größer, und ein Nachzählen ist daher unmöglich.

Ein großer Teil des Geldes wird in Goldstücken aufbewahrt, etwa ebensoviel in Silberrupien und der übrige Teil in Rohedelmetall, in kleinen Goldbarren und größeren Silberbarren. „Unterstützt von einem kleinen Stabe eingeborener Beamten", erzählt der Verfasser, „mußte ich mich darauf beschränken, jeden Sack und jeden Barren zu zählen und die Zahlen mit denen zu vergleichen, die in die Bücher eingetragen waren. Ein kleiner Prozentsatz der Barren wurde nachgewogen und aus den Säcken beliebig einige ausgewählt, die dann genau gezählt und geprüft wurden. Mit den Goldbarren wurde ich am leichtesten fertig. Nachdem ihre Zahl und ihr Gewicht kontrolliert war, wurden kleine Teilchen des Goldes abgeschabt und in die Münze von Kalkutta geschickt, um dort geprüft zu werden. Ein Raum des Gewölbes enthielt nichts weiter als Goldsovereigne, die in Säcken zu 2000 Pfund Sterling sich befanden. Die Reihen der Säcke wurden gezählt und mit der Zahl der Säcke in jeder Reihe multipliziert; dann wurde jeder 10. Sack genommen und abgewogen. Einige ganz zufällig ausgewählte wurden geöffnet und genau gezählt. Ich hatte meine Hemdsärmel aufgekrempelt, nahm aus jedem Sack zwei Handvoll Münzen heraus und ließ die anderen durch die Beamten zählen. Diese mußten mit denen, die ich selbst in der Hand hatte, 2000 ergeben. Wenn einer auf 1000 fehlte, so wurde das nicht weiter beachtet. Dieselbe Prüfung wurde mit den Säcken mit Silberrupien vorgenommen, aber es konnte natürlich nur eine kleinere Zahl geprüft werden. Auf diese Weise wurde mir klar, was es heißt, eine Milliarde in Gold zu zählen."

▫▫ Bunte Chronik ▫▫

* **Eine moderne Menschenfalle.** Vor einiger Zeit ist durch die Zeitungen die Nachricht gegangen, daß in der nordamerikanischen Stadt Patterson ein Bankbeamter zum Scherz einen Kollegen in ein Stahlgewölbe eingesperrt hatte; erst nach mehrstündigem Bohren durch die Stahlwände, bei denen es ein Wettrennen mit dem Tode galt, konnte der Eingeschlossene, der schon dem Ersticken nahe war, befreit werden. Die Rettung war nur dadurch ermöglicht worden, daß der Spaßmacher das Vorkommnis sofort zur Anzeige gebracht hatte und unverzüglich Bohrmaschinen angefordert worden waren. Dieser Fall hat neuerdings die Aufmerksamkeit der Banken auf die Gefahren gelenkt, die die modernen Sicherheitseinrichtungen, diese luftdichten und oft gegen alle Bohrer undurchlässigen Stahlgewölbe, mit sich bringen können. Um vollkommene Sicherheit für die in Verwahr befindlichen Kostbarkeiten zu gewährleisten, müssen diese Gewölbe wasser- und feuer- und somit luftdicht sein. Je nach ihrer Geräumigkeit kann der Eingeschlossene mit einer Luftversorgung für zwei bis höchstens fünf Stunden rechnen. Nach dem Mechanismus des Schlosses ist es aber erst nach weit längerer Zeit möglich, die zwischen 20 und 40 Tonnen schweren Stahltüren wieder zu öffnen, die fast sämtlich über ein Zeitschloß verfügen, das nur in ganz bestimmten Zeitabständen eine Öffnung erlaubt. Angesichts dieser Gefahren sind die amerikanischen Großbanken zu einem umfassenden System von Sicherheitsmaßnahmen übergegangen. Amerikanische Firmen haben in ihren neuen Safe-Einrichtungen dieser Gefahr durch eine Reihe von weitgehenden Vorsichtsmaßnahmen Rechnung getragen. Zunächst erfolgt vor der Schließung eine gründliche Durchsuchung, wobei eine Wand von Spiegeln am Ende jedes Korridors dem Nachprüfenden erlaubt, auch alle Vorgänge in seinem Rücken zu überwachen. Im ganzen Gewölbe sind keinerlei Pfeiler, so daß weder ein Verstecken, noch ein Übersehen möglich ist. Erst nach einer solchen genauen Durchsuchung schließt sich unter ständigem Alarmgeläut die große, 38 Tonnen schwere Stahltür; ist diese geschlossen, so setzt das Zeitschloß ein, das in der Regel ein Öffnen des Gewölbes nicht vor Geschäftsbeginn am nächsten Tage zuläßt. Es ist nur von der Innenseite her zu regulieren; die Manipulation ist jedoch dem Eingeschlossenen in der Regel nicht bekannt, so daß er erst nach Anweisung von außen her von der Einrichtung Gebrauch machen kann. Die einzige Lampe, die nach dem Verschließen der Gewölbe weiterbrennt, verweist den Eingeschlossenen auf ein Telephon, mit dessen Hilfe er den Nachtwachdienst alarmieren kann. Dieser wiederum muß zwei Angestellte der Bank herbeirufen, die zusammen die Zeigerstellung angeben können, auf die hin erst die große Stahltür geöffnet werden kann.

Kleine Rundschau-Ecke

* **Die große Frage.** Zeißler hatten sie nun also doch wegen der Wechselgeschichte zu drei Jahren verknackt. Als ein Mann ergab er sich in sein Schicksal. „Donnerwetter, aber neugierig bin ich", meinte er, „wie der Dollar stehn wird, wenn ich wieder rauskomme!"

*

* **Glaubhaft.** „Ihnen ist ein Gefangener entflohen, den Sie schon zehn Jahre im Gefängnis hatten, Herr Direktor? Ist denn ein Steckbrief erlassen worden?" — „Nein! Der findet sich doch in den jetzigen Verhältnissen nicht zurecht und kommt von selbst wieder."

*

* **Unzeitgemäße Erziehungsmethode.** Ein Schieber hört, wie seine Schwester ihren Jungen wegen einer Unart heftig tadelt. Da sagt der Schieber: „Du wirst den Jungen noch so lange zur Anständigkeit erziehen, bis aus ihm nichts werden wird."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.